Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 166. **Bromberg, den 1. September** **1926.**

Die Hosen des Herrn von Bredow

Roman von **Willibald Alexis.**

36. Fortsetzung.

Der Graf von Giech hatte vielleicht erwartet, daß der Kurfürst aufbrausen, gewiß, daß er an Otterstädts Freveltat mahnen werde. Aber Joachim ließ ihn ruhig ausreden, und ruhig, fast lächelnd, hat er geantwortet: „Ihr irrt, Herr Graf von Giech; sagt meinem teuren Ohm, ich habe kein adlig Blut vergossen. Die ich dem Henker überliefert, waren Schelme, Straßenräuber und Mörder.*) Den Adel achte ich so hoch als nur ein Fürst, sagt das meinem erlauchten Ohm; meldet ihm aber auch, daß ich in den Jahren, seit er mich nicht sah, gewachsen bin. Ich ward so groß, daß ich jetzt allein gehen kann und mich auf niemand mehr zu stützen brauche. Die Fürsten beklage ich, die so schwach vor ihrem Volke sich fühlen, daß sie den Adel als Krücken benutzen. Im übrigen, was Rechtens ist, so meldet ihm auch, daß ich in meinen Feierstunden nicht umsonst in rechtsgelehrten Büchern lese. Ich fand da 'raus, daß das Recht in den Marken ein anderes ist als in Franken. Daher mag der Irrtum kommen, der meinen Grafen von Giech zu der weiten, beschwerlichen Reise nötigte, die ich sehr bedaure."

Der Abgesandte, der vorhin um einen Kopf höher schien als der Fürst, sah jetzt fast kleiner aus: „Jetzt kein Wort mehr!" flüsterte ihm ein Brandenburger Herr zu. „Heut ist alles verloren." — „Er ist fürchterlich in seiner Heiterkeit", erwiderte der Graf, der nun seinen zweiten Auftrag: daß wenigstens von jetzt ab kein adliges Blut mehr vergossen werde, auf einen anderen Tag verschob.

Und wie er heiter umherging, mit so vielen sprach! Von geringfügigen Dingen, als beschäftigen sie allein die Seele. Den Hofleuten ward unheimlich: „So sahen wir ihn nimmer." Ihnen war wohl, als er sie entließ.

„Es ist gar keine Hoffnung! Was soll daraus werden!" sprach einer zum fränkischen Abgesandten.

Der Graf schüttelte den Kopf: „Und doch hat er recht, die Luft ist hier anders als im Reiche. Wer hier bauen will, muß andere Fundamente legen und anders richten, das kann ein groß Gebäude werden! Wir, die wir leben, sehen es freilich nicht mehr."

„Was wird's werden", brummte ein verdrießliches Gesicht. „Alles wird schlimmer und gemeiner. So die Edelleute nicht mehr auf die Straße sollen, wird sie dem Gesindel gehören, das keine Ehre und Sitte kennt, und vor dem alle gleich sind. Schneider und Landsknechte und Roßkämme werden im Graben liegen und das arme Volk schatzen, man spricht schon viel von dem Roßkamme Kohlhaas; wollen doch sehn, ob sie die Zeiten dann loben tun."

Da drückten viele dem Sprecher die Hand und schüttelten den Kopf: „Er hat recht, es kommen schlimme Zeiten."

Der junge Kurfürst saß mit lächelndem Gesicht in seinem Zimmer, und doch lag in den Augen etwas, das Hans Jürgen erschreckte, ein Glanz, der ihm nicht von dieser Erde schien, ob er vom Himmel kam, das wagte er sich nicht zu sagen. „Die sind alle nicht Lindenbergs!" hatte Joachim vor sich gesprochen. „Ich stünde allein, meinst du, nicht vollbringen könne ich's, was ich begann? O matter, schwacher Nachhall des einen; aber auch sein Schatten wacht ehrerbietig vor der Macht, die über mir schwebt. Ich will's vollbringen, ich werde es. Ich bin mir selbst genug. Denn unter einem Höhern stehe ich, dessen Abgesandter bin ich, dessen Ruf vollbringe ich. Er wird die Spitzen der Dolche, die Bolzen aus dem Hinterhalte, die Kugeln aus dem Rohre von mir ablenken. Der ist's, der dich an mich gesandt. Sei mein treues Werkzeug, aber nie bilde dir ein, mehr zu sein. Er wird auch ferner seine Engel herabsenden und mit Weisheit mich umleuchten. Ich brauche Diener, aber keine Räte. Plaudern will ich sie hören, in ihrer Art; mein Rat bin ich selbst."

Und er war aufgestanden und an einen Tisch mit Himmelskugeln und astronomischen Instrumenten getreten, wo Joachim mit seinem Hofastrologen, dem berühmten Carion, zu arbeiten pflegte. Die Hand auf den Globus legend, antwortete er auf die ungesprochene Frage des Jünglings mit seltsamem Lächeln: „„Und auch denen, die nach mir kommen, wird es gelingen. In den Sternen zeigte mir der Meister das Glück meines Hauses, groß, wie auch nur zu wähnen Vermessenheit gewesen wäre. Ich bin glücklich und sicher, was ich unternehme, gelingt, und was ich weiß, ist Wahrheit."

*) Historische Antwort.

XIII.

Das Leben ein Traum.

Wer uns gern bis jetzt begleitet hat, dem könnten wir hier die Hand drücken und zu ihm sprechen: Auf Wiedersehen! Denn es ist unsere Absicht, wenn uns die Lust und der Mut bleibt, daß wir uns wieder an demselben Platze begegnen und auch wohl manchem von denen, die uns hier lieb geworden oder auch nicht lieb. Es ist eine Reise, die wir antraten, mit einem Ziele, das noch fern liegt, durch Jahre getrennt, und dahin zu gelangen, war und ist uns ernster Wille, aber es ist nicht immer gut, daß man eine lange Reise in einem Zuge vollende. Doch auch jeder Abschnitt einer Reise muß sein Ziel haben, und an dem stehen wir jetzt. Ja, wir sind eigentlich schon eingekehrt, der Vorhang vor den großen Begebenheiten ist gefallen, die Helden sind abgetreten, die Könige haben ihre Staatskleider abgelegt, es sind nur noch einige Kleine, deren Geschicke zwar in allen Zeiten von dem Geschickte der Großen gelenkt worden, die große Geschichte streift hochmütig an ihnen vorüber, aber die Dichtung koset dafür mit ihnen und weilt aus Eigensinn, vielleicht aus Widerspruchsgeist, desto emsiger bei ihren Heimlichkeiten.

Die Sonne war schon hoch aufgestiegen und blickte schon tief in die Höfe von Hohen-Ziatz, ohne daß ein Rauch aus den Schornsteinen ihr entgegenwirbelte, ohne daß ein frommer Morgengesang sie grüßte oder der derbe Fluch eines Knechtes. Selbst die Hunde kläfften nicht, nur die Katzen heulten, nur die Tauben flatterten auf den Dächern, und das Federvieh ward unruhig auf dem Hofe. Es war aber nicht dieselbe Sonne, welche vor Hans Jürgen durch die Wolken brach, als er durch die Köpenicker Heide auf dem keuchenden, schweißbedeckten Rosse jagte, noch die, welche die gräßlichsten Schauspiele vor dem Tore beschaute, von dessen Firste später der Kopf des unglücklichen Ritters starrte, ein Schauspiel, vor dem schnell sie vorübergeführt zu haben meine Leser mir verzeihen, vielleicht danken werden. Die Sonne geht schneller auf über große Dinge, langsamer weilt sie bei den Alltagsdingen. Wir müssen zurück zu dem Morgen, welcher der Nacht folgte, wo die Burgfrau mit den Ihren heimlich nach Golzow entwich.

Es mochte schon nahe an Mittag sein, als der Sonnenstrahl durch eine der runden, grünen Fensterscheiben grade auf Herrn Gottfrieds Nase fiel. Und plötzlich, entweder weil es ihn brannte oder kitzelte, als der riesenhafte Mann aufschnellte, mit einer Schwungkraft, die wir ihm kaum zu-

getraut hätten. Fort flog alles über und unter ihm, und er selbst, aufrecht stand er im Zimmer, dessen Decke er mit den Armen streifte, als er sie nur mäßig reckte. Aber gleich darauf fuhr er an die Nase und den Schnurrbart, was der Vermutung Raum gibt, daß die Scheibe als Brennglas geschliffen gewesen und der Bart ihm etwas angesengt war. Es mußte ihm indes schon früher begegnet sein, denn er geriet nicht gar zu sehr außer sich, sondern brummte nur: „Wieder die verfluchte Hexe, die! —“ Im nächsten Augenblick aber erblaßte er, er hielt beide Arme vor sich und sah nichts, er griff nach dem Kopfkissen und sah nichts; er warf Pfühle, Kissen, Decken, selbst das Stroh hinaus und fand nichts. Er rieb sich den Kopf, ob er noch träume, aber er träumte nicht: „Ach du mein Gott, ich muß ja fort!“ — Das Echo der Wände rief: „Fort.“ — „Sie sind fort!“ murmelte er.

Er riß das Fenster auf. Wie er auch schrie: „Brigitte! Kaspar!“ — ihm antwortete nur der Flügelschlag der Tauben. Was war das! Wo verkrochen sie sich? Er zwängte den großen Leib, soweit es ging, durch das enge Fenster, aber er sah auch da nichts als einen ausgestorbenen Hof, eine fürchterliche Stille. Wo war der Nimrod an der Kette geblieben? Die Kette lag da mit dem leeren Halsringe. Auch die Muttersau, die er immer morgens zuerst sah an dem Eichenpfahl sich schuppern, schupperte sich nicht. Er strengte sein Ohr an. Nur zuweilen schienen dumpfe Töne aus der Erde zu dringen. Nun schloß er den geöffneten Mund ohne einen Laut. Wer schreit gern in solche Einsamkeit hinein? Es überrieselte ihm die Haut; das mochte aber nicht allein die Furcht, es konnte auch die Kälte des frischen Novembermorgens sein, und er stand da fast wie Gott ihn geschaffen. Er konnte nicht dafür.

Da überkam ihn eine Wut. Irgendwo mußte es sitzen, und an der Wand hing sein Degen. Er riß ihn aus der Scheide, und mit dem blanken Schlachtschwert in der Hand war er schon im Begriff hinunterzustürzen, als ihm die große Tiroler Decke zu Gesicht kam. Die schlang er um sich, doch daß der rechte Arm frei blieb, und, vielleicht einem römischen Imperator vergleichbar, stieß Herr Gottfried die Tür auf.

Auf Flur und Treppe war es wie auf dem Hofe. Kein Trampeln, kein Wehen, kein Gehen. Mit dem Degenknauf stieß er an die Türen; keine Antwort. Er stieß eine und die andere auf; die Betten standen unberührt. Herr Gottfried war und blieb in einer sehr unangenehmen Lage. Er fror nicht allein und fing nicht allein an zu hungern, sondern er fand sich in der Notwendigkeit, über seine besondere Lage nachdenken zu müssen.

Sein Schlachtschwert mit der Spitze auf die Diele stützend, stand Herr Gottfried da und wollte denken, als der Hauskater plötzlich die Treppe herauf- und an ihm vorbeihuschte, im Maule ein gebratenes Huhn. Wo das ist, ist mehr, dachte Herr Gottfried, und ehe er wußte wie, stand er in der Halle. Da war freilich auch kein lebendiges Wesen, still war es wie in der ganzen Burg, auf dem Herde glimmten nur noch wenige Kohlen; aber so unheimlich war es Herrn Gottfried doch nicht, denn die ordnende oder schaffende, oder kürzer, die anrichtende Hand des Menschen war sichtbar.

Der große Tisch stand gedeckt, als warte er nur auf ihn. Sogar sein Lehnstuhl mit dem Lammfell darüber war zurecht geschoben. In der Mitte prangte ein ungeheurer Ochsenschinken, daneben Schüsseln mit Würsten, gesäuerte Gänse, Backwerk, Brot, Käse, ein Topf mit Butter, Körbe mit Rüben, Äpfeln, Birnen; dazu getrocknete Pflaumen, hartgesottene Eier, und was nur die Speisekammer einer guten Burgwirtschaft aufweisen kann. Und neben den Eßwaren ein Krug Bier, eine Flasche Met, und noch ein Kelchglas zum Wein. Auch brauchte Herr Gottfried nicht lange umherzusuchen, bis er das ganze Fäßchen mit Malvasier auf der Bank sah, mit eingeschraubtem Hahn und das Näpfchen darunter.

Alles mußte schon lange dastehen, ohne daß eine Hand daran gerührt hatte. Die kleine Unordnung, die sich nicht verbarg, kam offenbar nur von Katzenpfoten her, und als Herr Gottfried zwei freundliche Tiere an den Wänden Buckel machen sah, und ihre Augen schielten wieder auf den Tisch, hielt er dafür, sogleich Platz zu nehmen, denn der Tisch war unstreitig für Menschen, nicht für Katzen gedeckt.

Deshalb schlang er sich rasch das Tüchlein um den Hals und ergriff das große Messer, um an die Arbeit zu gehen, die ihm nur insoweit schwer ward, als er einen Augenblick unschlüssig war, ob er zuerst die Gans oder zuerst den Schinken ergreifen solle. Wie dem nun sei, es mochte eine kleine Stunde vergangen sein, in der Herr Gottfried sich recht wohl fühlte; weder Gespräche noch Gedanken hatten ihn gestört, als er einen Augenblick sich zurücklehnte und die Rechte mit dem Messergriff auf den Tisch stützte, nicht um aufzuhören, sondern um, was man in Hohen-Ziatz nannte — zu verpusten.

Der Bierkrug war leer, die Flasche Met schon durchsichtig; sein Auge blinzelte nach dem Fäßchen Malvasier: „Hübsch wär' es doch, wenn das zu mir käme; dann brauchte ich nicht aufzustehen!“ Warum mußte das Herr Gottfried denken! Denn ein Gedanke lockte den andern; das ist eine furchtbare Wahrheit, gegen die alle Klugheit und Macht sich vergebens sträubt. — Warum kam das Malvasierfäßchen nicht zu ihm? — Weil es auf der Bank stand. — Warum stand es auf der Bank? — Weil sie es dahin gestellt hatten. — Wer hatte es dahin gestellt? Die Hexen? Die kleinen Leute oder wer sonst? — Wie eine Bezauberung sah das Ganze freilich aus. — Aber Herr Götz war nie bezaubert gewesen? — Hatte er ein Gebet vergessen? Hatte er eine Sünde begangen? Oder war alles ein Traum? Er wollte die freie Hand aufs Herz legen, aber sie glitt unbemerkt auf den Magen. — Nein, das war kein Traum gewesen. Auf die harten Eier wollte er ja eben den Malvasier setzen. Halb öffnete sich sein Mund, und in seine Augen trat das Weiße, das ein Zeichen plötzlichen Schreckens ist. „Blitz noch einmal,“ brach es von seinen Lippen, „das ist nun zu spät!“

„Noch nicht zu spät!“ rief eine dumpfe Stimme, und eine Gestalt trat vor den Ritter, die alle Wärme, so Bier und Met hervorgerufen, wieder erstarrte. Weiß eingehüllt, weißen Gesichtes stand das Gespenst vor ihm, in dem Herr Gottfried, erst nachdem es ausgesprochen, seinen Neffen erkannte.

„Noch nicht, Ohm, aber bald.“

Dem Ritter entfiel das Messer.

„Der Tropfen rinnt ins Meer, die Augenblicke und Stunden fließen in die Ewigkeit; wer schöpft den Tropfen zurück, wer faßt den verlorenen Augenblick! Es wird zu spät werden, aber Heil dem, der noch die Zeit erfaßt.“

„Junge, bist du's?“ Ach, Herr Gottfried war so froh, als er das Wort aus der Brust heraus hatte.

„Den du meinst, Ohm, bin ich nicht. Mein Geist schaut aus der gebrochenen Hülle heraus. Dieser frei gewordene Geist spricht zu dir.“

„Setz dich doch, Hans Jochem,“ atmete Herr Gottfried. „Dein Bein, du wirst ja müde sein.“

Hans Jochem schüttelte den Kopf, wie ein Abgeschiedener, dem ein Lebendiger etwas zumuten möchte, was ihm ein schmerzliches Lächeln abringt.

„Oh, daß du müde wärst, Ohm, deiner selbst, müde des langen Lebens hinter dir; dann wäre Hoffnung, du könntest wieder wach werden.“

Herr Gottfried schnappte nach Luft.

„Wie ein tiefer Brunnen bist du, in dem ein klarer Quell zutage strebte, und die Sonne und die Sterne spiegelten sich drein, aber die Wände waren nicht fest gezimmert und gemauert, und mit jedem Jahre fiel mehr Sand und Erde hinab, bis der Quell verschüttet ist. In dem Brunnen spiegeln sich nicht mehr die Gestirne, und der Zieheimer schöpft kein Wasser mehr. Aber der pflichtgetreue Brunnenwärter läßt doch den Eimer hinab und schöpft, bis er den Lebenstrank findet. So will ich schöpfen, Ohm, in deiner Brust.“

Herr Götz rief alle guten Geister und seinen Schutzpatron an; das gläserne Auge des Kranken schien wirklich ihm durch Brust, Magen und Bauch zu dringen.

„Du hältst dich für einen Lebendigen und bist doch ein Gestorbener. Du atmest, aber dein Atem ist der Hauch der Stockung, und die Stockung ist der Tod. Oh, betrachte deinen Leib, wie er groß ist, wie riesenhaft die Glieder, und wo findest du die Seele; die ist verschwunden wie das Körnlein Salz, das man in einen Kessel mit Brei wirft. Daß du ohne Sünde wärst, möchtest du dich rühmen, aber tue es nicht, denn die Sünde ist besser als das Nichtsein. Du hast nicht Witwen und Waisen beraubt, nicht Gott gelästert und seine Heiligen, kein falsch Zeugnis abgelegt und nicht auf der Straße gelegen. O hättest du's getan, es wäre dir besser, als daß du nichts tatest, dann konntest du's büßen, und je ärger die Sünde, so größer die Gnade. Dann führe vielleicht sein Blitzstrahl zündend in deine Eingeweide, und aus der Zerschmetterung erhöbest du dich als ein Heiliger.“

Herr Gottfried ein Heiliger! Immerhin, er hätte versprochen zu sein, was die Erscheinung von ihm verlangte, wenn er nur aus den Händen des Fieberkranken erlöst war.

‚Oheim, Oheim! Aber auch die Sünde floh dich. Wie die Flamme am Steine fand sie ja nichts Lebendiges an dir. Ach, hineingelebt hast du in den Tag, bis die Sonne umsonst dir aufging, die Vögel umsonst dir zwitscherten, die Glocken umsonst tönten; der Donner Gottes rollte über deinem Haupte und fand dich schlafend. Richte dich auf, schau dich an und frage dich: Was bist du? Ein Klumpen Erde, gehüllt in menschliche Form. Du fühlst den Schmerz; auch der Wurm krümmt sich. Du lächelst; auch mein Hund springt mich an. Aber wo ist sie geblieben, deine unsterbliche Seele? Du issest, du trinkst, du sprichst, du schlägst um dich, du wehrst dich deiner Haut, aber die Seele schläft dabei. Unglückseliger, wie lang ist dein Lebensfaden schon, und wo sind die Gedanken, an die du dich halten kannst, wenn der Leib in Staub zerfällt? Greife sie doch wie ich, die Flämmchen in der nächtlichen Wüste. Drei, vier schon griff ich. Ach, welche unermeßliche Wüste hinter dir, und ich sah auch kein einzig Flämm-

chen. Wenn dich der Posaunenschall weckt, schlägst du ja umsonst die Augen auf, dein Sinn zerfällt in nichts; es sind keine Führer für dich da, keine Gedanken, die dich zur Ewigkeit leiten. Ich will dich wecken, mein armer Ohm, schöpfen, bohren, schneiden, bis das Messer in der toten Masse —"

„Jesus! Maria! Joseph!" schrie der Burgherr, als der Fieberkranke beide Arme nach ihm ausstreckte. Und er saß festgeklemmt zwischen Tisch und Stuhl; nicht einmal sein Schwert konnte er ablangen; und wer braucht ein Schwert gegen den, der unsere Seele fordert! Aber die heiligen Namen, die er anrief, mußten doch dem Ritter geholfen haben. Neben dem weißen Plagegeist stand plötzlich ein schwarzer. Mit rußigem Gesicht, die Haare herabhängend, wie ein Kobold, der aus der Erde aufgeschossen, die noch von seinen Gliedern rollt, umfaßte den Fieberkranken eine feste Gestalt mit zwei starken Armen: „Junker, Ihr seid noch krank, Ihr müßt zu Bett." Im nächsten Augenblick war die weiße und die schwarze Erscheinung aus des Ritters dämmernden Augen verschwunden. Die Mittagssonne schien freundlich durch die offene Tür. Das Federvieh gackerte auf dem Hofe, und eine Gans steckte neugierig ihren Hals über die Schwelle, als sich die Zwei ansahen, die jetzt allein da waren.

(Schluß folgt.)

Dietrich von Bern.

Vor 1400 Jahren. Am 30. August 526! „Atembeklemmend lag bange Stimmung schwer und schwül über dem Königspalast zu Ravenna mit seiner düsteren Pracht. Der große Mann, der von hier aus ein Menschenalter lang die Geschicke Europas gelenkt, den Abendland und Morgenland in Liebe und Haß bewunderten, der Heros seines Jahrhunderts, der gewaltige Dietrich von Bern, dessen Namen schon bei seinen Lebzeiten die Sage sich ausschmückend bemächtigt hatte, der große Amelungen-König Theoderich sollte sterben. So hatten es die Ärzte, wenn nicht ihm selbst, so doch seinen Räten verkündet, und alsbald war es hinausgetragen in die große, volkreiche Stadt. Die treuen Goten trauerten und bangten; aber auch bei der römischen Bevölkerung war eine dumpfe Spannung die vorherrschende Empfindung. Denn hier in Ravenna, in der unmittelbaren Nähe des Königs, hatten die Italiener die Milde und Hoheit dieses Mannes zu bewundern und durch besondere Wohltaten zu erfahren am häufigsten Gelegenheit gehabt."

So beginnt Felix Dahn im „Kampf um Rom" die Todesstunden Theoderichs des Großen, des Königs der Ostgoten, zu schildern, den die Völkerwanderung als den größten Herrscher der Germanen hervorgebracht hatte, unter dessen Szepter auf der Höhe seiner Macht nicht nur Italien und Sizilien, Teile von Bayern, Schwaben, Rheinland, Burgund, sondern auch Dalmatien, Pannonien Noricum, Vindelicien und Rhätien, also die gesamten Alpenländer, Ungarn und ein Teil der heutigen Balkanhalbinsel vereinigt waren. Diese Länder hatte er teils in harten Kämpfen dem germanischen Heerführer Odoaker abgenommen, der am Ende des 5. Jahrhunderts dort als Stellvertreter des oströmischen Kaisers herrschte, teils durch Schutzverträge an sich gebracht. Unter seiner Regierung erfreuten sich seine Länder dauernder Ruhe und so sorgsamer Verwaltung, daß Ackerbau, Handel und Gewerbe ebenso wie Kunst und Wissenschaft eine neue Blüte zeigten, und selbst längst verlassene und versumpfte Gegenden, über die die Heere der Völkerwanderung immer von neuem hinweggestampft waren, wurden neuer Kultur erschlossen. Theoderichs Residenz war meistens Ravenna; sein Schloß heißt im Heldenliede die Rabenburg. In Ravenna hat ihm auch seine Tochter Amalaswintha ein gewaltiges Grabdenkmal gesetzt. Oft auch residierte er zu Verona, dem Bern der Heldensage. Nach seinem Tode im Jahre 526 vermochten seine Nachfolger nicht, das Ostgotenreich aufrechtzuerhalten. Auch die Heldentaten der Könige Totila und Teja konnten den Ostgoten nur noch einen heldischen Untergang sichern! —

Theoderich der Große ist eine Lieblingsgestalt der deutschen Heldensage geworden. Als Dietrich von Bern ist er der Mittelpunkt eines Sagenkreises, der durch das ganze Mittelalter sich fortbildete. Mit seinem alten Waffenmeister Hildebrand durchzieht er die Welt und verrichtet Wunder von Heldentaten. Er befreit die Lande von Riesen und Unholden, von Drachen und Lindwürmern; zu seinen Recken gehörten die gefeiertsten Helden aller Gaue. Die nordische Sage verlegt seinen Herrschersitz nach Bonn am Rhein und weiß sogar von einem großen Kampfspiel der Mannen Dietrichs mit den Nibelungenhelden zu berichten.

Die eigentliche Heimat aber aller Heldenlieder, die über den großen Berner im Schwange waren, sind die deutschen Alpenlande. Hier bestand er in den unwegsamen Schluchten seine schwersten Kämpfe, hier fand er die Elfenkönigin Virginal in ihrem wundersamen Eispalast, die er von ihren Bedrängern befreite und als Weib heimführte. Die Sage verlegt den Schauplatz dieser Heldentat in die Wunderwelt der Dolomiten, dorthin, wo der Zwergkönig Laurin seinen zauberhaften Rosengarten betreute. Noch heute glühen dort die Berge in rotgüldenen Farben, wenn die Elfen und Zwerge ihre Feste feiern.

Auch der Hunnenkönig Etzel, der bereits 100 Jahre vor Theoderich dem Großen als Attila die Welt in Schrecken versetzt hatte, läßt die Sage mit Dietrich von Bern gemeinsame Taten verrichten. Und auch das Nibelungenlied berichtet, daß die letzten beiden Burgunden, König Gunther und Hagen, erst durch Dietrich von Bern gefällt werden mußten, um Kriemhilds Rache zu vollenden. —

Die Sage ist nicht Geschichte; sie fragt nicht nach Zeitrechnung, sondern geht ihren eigenen Gang. Sie hat den Recken Dietrich samt seinem treuen Hildebrand und den anderen guten Gesellen zu ihren Lieblingen gewählt und mit so zauberischen Kränzen geschmückt, daß sie der Phantasie als Ideale germanischer Helden ewig vorschweben. Und so durfte ihr Liebling auch nicht den Tod auf dem Krankenlager sterben: Einstmals, als der alte Recke im Walde badete, erblickte er einen Sechzehnender mit goldenem Geweih. Er springt aus dem Wasser, ergreift Schwert und Speer und schwingt sich auf einen rabenschwarzen Hengst, der ihm plötzlich entgegenwiehert. Der Held verfolgt den flüchtigen Hirsch und ward nicht wiedergesehen; sein Ahnherr Wodan hatte ihn zu sich emporerhoben, daß er mit ihm nächtlich in der wilden Jagd über Berge, Täler und Heiden dahinbrause . . .

Die Löns-Bücher und der Everest.

Der 60. Geburtstag des im Kriege gefallenen Hermann Löns, den seine Gemeinde feierlich beging, hat allerlei Erinnerungen an ihn wachgerufen. Wie stark die Wirkung dieses volkstümlichen Dichters war und ist, geht wohl am allerbesten aus der Verbreitung seiner Bücher hervor, und die Beliebtheit Hermann Löns' sei daher hier mit einigen interessanten Zahlen dokumentiert. Ein Buch, dessen Auflage die Zehntausend überschreitet, ist bereits ein guter Erfolg in der Literatur, Hermann Löns hat neun Bücher, von denen man weiß, daß sie die Hunderttausend hinter sich haben, zum Teil recht beträchtlich hinter sich. An der Spitze marschiert — nicht der „Wehrwolf", wie man annehmen möchte, sondern der Roman „Das zweite Gesicht", von ihm sind bisher 279 000 Exemplare verkauft, aber in kleinem Abstande folgt dann der „Wehrwolf" mit 271 000 Exemplaren. Der dritte im Rennen ist der schnellfüßige Hase „Mümmelmann", der die stattliche Auflage von 190 000 aufzuweisen hat; mit 142 000 folgt dann „Mein braunes Buch", mit 122 000 „Aus Forst und Flur", „Der letzte Hansbur" erreichte 116 000, „Mein grünes Buch" 110 000, „Der kleine Rosengarten" in der Klavierausgabe 109 000 (nimmt man alle Ausgaben des „Kleinen Rosengartens", also die Textausgabe der Gedichte, die Klavier-, Lauten- und einfache Melodienausgabe in der Vertonung von „Fritz Jöde") zusammen, so ist der „Rosengarten" mit 313 000 Exemplaren das verbreitetste Buch, und wenn man weiter berücksichtigt, wie viele andere Sammlungen von Kompositionen Lönsscher Lieder erschienen sind, daß außerdem die Lieder noch häufig einzeln komponiert sind, so gibt die oben genannte Zahl die Verbreitung der Lönsschen Lieder nicht einmal auch nur annähernd wieder). Als letztes der Hunderttausendbücher ist „Aus Wald und Heide" mit 108 000 zu nennen. Es ist selbstverständlich, daß eine Reihe anderer Werke die Hunderttausendgrenze bald überschreiten wird; 14 sind bereits über die 50 000 hinüber.

Zählt man alle Bücher des Dichters einschließlich der Feldausgaben und der Gesammelten Werke zusammen, so erhält man die ganz erstaunliche Ziffer von ungefähr 3 400 000 Lönsbüchern. Berechnet man (sehr bescheiden!) die Dicke eines Bandes im Durchschnitt mit 1½ Zentimeter, so könnte man mit den Büchern Hermann Löns' fünf Stapel bis zur Höhe des Mount Everest, des höchsten Berges der Erde, bauen, und der sechste würde beinahe noch dieselbe Höhe erreichen, ein gewaltiges und imponierendes Denkmal, das das deutsche Volk diesem seinen Dichter errichtet hat. Merkwürdig ist, daß der große Erfolg des Dichters fast ganz auf den deutschen Volksboden beschränkt geblieben ist und wenig über die Landesgrenzen hinübergriff. Es gibt zwar ungarische Ausgaben des „Zweiten Gesichts" und des „Wehrwolfs", auch ins Schwedische ist das letztgenannte Buch übersetzt, im Grunde aber ist die Art von Hermann Löns so schwer in fremde Sprachen und Denkweisen zu übertragen, daß ein großer Erfolg jenseits der deutschen Landesgrenzen wohl immer an dieser Schwierigkeit, durch die die ausgesprochen deutsche Art des Heidedichters so anschaulich zum Ausdruck kommt, scheitern wird.

Rudolf Valentino.

Zum Tode des amerikanischen Filmlieblings.

Wir haben diese Begeisterung eigentlich nie ganz verstanden und nie recht teilen können, mit der die Amerikaner und besonders die Amerikanerinnen an diesem „schönsten Mann der Welt“ hingen, und selbst als wir ihn vor Jahresfrist persönlich auf seiner Europareise und später in seinen Filmen kennen lernten, wich nicht das Staunen von uns, wie man einem zwar schönen aber eben nur schönen Antlitz derart erliegen kann. Gewiß, Valentino, der amerikanisierte Italiener, war schön, sehr schön, viel zu schön für einen Mann, aber er war, wie wir es verlangen, nicht männlich schön, sondern weiblich hübsch, und gerade das war es, was uns nicht gefallen wollte, die Amerikaner aber in helle Begeisterung versetzte. Die Entwicklung seiner Karriere hat ihn zu dieser Rolle des überschönen Mannes getrieben, er selbst war vielleicht nicht mal so sehr beteiligt daran.

Man weiß nicht recht, was er früher getrieben hat, fest scheint zu stehen, daß er während des Krieges im italienischen Heer gefochten hat, jedenfalls wanderte er kurz nach Kriegsschluß nach Amerika aus und hatte dort anfangs wenig Glück, landete schließlich als Varietétänzer in Etablissements niedrigster Sorte. Dort entdeckte ihn irgendwer, brachte ihn zum Film, zu einer ganz kleinen Gesellschaft, die gerade ein wenig wertvolles und auf keiner Stufe stehendes Werk „Der Scheich“ drehte und für die Titelrolle einen schönen Mann suchte. Valentino war der schöne Mann, wie er im Film steht, und der Erfolg war einfach unbeschreiblich. Kaum hatte der Film zu laufen begonnen, als das Publikum viele Monate hindurch die Theater stürmte, die Gesellschaft verdiente ein Vermögen, und Valentino war der gesuchteste Schauspieler aller 49 Staaten. Man gab ihm den Beinamen „Der Scheich“ und sämtliche Amerikanerinnen nannten von da ab ihren Mann, Bräutigam, Freund oder Geliebten, ihren „sheik“. Natürlich hatte die Filmproduktion sofort erkannt, daß hier ein neuer Typ geschaffen sei, mit dem sich Geld verdienen lasse und den man ausnützen müsse, und Valentino half wacker daran mit, gab die große Chance seines Lebens nicht aus der Hand und spielte von nun an nur mehr Rollen, in denen er sich als schöner, eleganter, unwiderstehlicher Mann zeigen konnte. So ward er am Ende selbst wie seine Rollen, schminkte sich, puderte sich, trug Korsetts, um Damentaille zu markieren, kurz er wurde weiblich und weibisch um des Erfolges willen.

Sein Privatleben war dabei recht bewegt, denn obwohl er nur fünf Jahre in Amerika lebte und nur dreißig Jahre alt geworden ist, war er einmal verheiratet, geschieden und mehrfach verlobt. Seine erste Frau quälte ihn so lange mit Filmrollen, die sie haben wollte und nicht bekam, bis er sich unter erheblichem Krach scheiden ließ. Allerdings sollen auch andere Frauen an der Affäre nicht unbeteiligt gewesen sein, die jeden anderen seine Laufbahn gekostet hätte, nicht so Rudolf Valentino. Er machte ein Jahr lang eine Reise durch Europa, und als er wiederkam, war der Skandal vergessen, man stürmte wieder wie vordem die Theater, in denen seine Filme liefen.

In dieser Zeit verlobte er sich mit Pola Negri, aber niemand glaubte recht an diese Verlobung oder besser gesagt daran, daß sie zur Heirat führen werde, denn Pola ist schwer zu behandeln und noch schwieriger ihre robuste Mama. Außerdem war sie erheblich älter als er, und zudem hatte sich Valentinos neueste Partnerin, Vilma Banky, ganz erheblich in ihn verliebt, jene hübsche Ungarin, die in Berlin keine Rolle bekommen konnte und jetzt rasch einer der beliebtesten Stars in den Staaten wurde. Man sah sie in Valentinos letztem Film, der zurzeit in Deutschland läuft, „Monsieur Beaucaire“ und nach dessen Vollendung der schöne Rudolf bedenklich erkrankte. Man glaubte erst an Reklame, aber diesmal war die Sache ernst, auf die geglückte Blinddarmoperation folgte eine Brustfellentzündung, die zum Tode führte.

Die Trauer in Amerika wird ungeheuer sein und seine Filme dürften noch manches Jahr die Sehnsucht vieler Mädchenherzen darstellen. Valentino war kein großer Schauspieler, war zu sehr mit seiner Schönheit beschäftigt, um auch noch gut spielen, war zu sehr Poseur, um auf uns wirken zu können. Aber er hat ein großes Verdienst um den Film, er hat ihm zu einer raschen und ungeahnten (1919 tatsächlich noch ungeahnten) Popularität verholfen, von der manche Gesellschaft und mancher Kollege profitiert haben und noch profitieren werden.

Cubert.

Aphorismen.

Von Rudolf Krauß.

Wenn wir einem unleidlichen Zustand ein Ende bereiten wollen, dürfen wir nicht zuwarten, bis er uns durch Gewöhnung leidlich geworden ist.

*

Du kannst den Menschen erst gerecht werden, wenn du verlernt hast, etwas von ihnen zu wollen.

*

Kleine Talente sind schon manchem zum Verhängnis geworden, weil sie in ihm größere unterdrückt haben.

*

Schon manchen hat Verwandtschaft mit einem Arzte das Leben gekostet.

Ein Giftstoff des Herzens entdeckt?

Bekanntlich fand vor einigen Wochen in Stockholm ein internationaler Physiologenkongreß statt, der auch von einer deutschen Ärzte-Delegation beschickt war. Im Verlauf der einzelnen Tagungen wurden u. a. einige sehr interessante Versuche des Spezialisten für Herzkrankheiten Prof. O. Loewi vorgeführt. Der Vortragende demonstrierte an Hand von Abbildungen die wenig bekannte Tatsache, daß die Herzmuskelfasern einen Stoff ausscheiden, der, dem Herzen wieder zugeführt, dieses sofort zum Stehen bringt. Nach der Ausscheidung dieses Giftes setzte die Herztätigkeit automatisch wieder ein. Es handelt sich hierbei um das seltsame Phänomen des sog. „überlebenden Herzens“. Man weiß, daß zwei große Nervenbündel die Herztätigkeit regulieren: der die Bewegung erzeugende „nervus sympaticus“ und der sie hemmende „nervus vagus“. Von Stoffen, die von den Nerven aus die Herzmuskulatur beeinflussen, hatte man in fachmännischen Kreisen bisher nur vage Vorstellungen, und somit besteht die Möglichkeit, daß der von Professor Loewi gefundene einer von ihnen ist.

Neue Methoden in der Holzgewinnung.

Die Frage der raschen und sachgemäßen Entziehung der Feuchtigkeit aus dem geschlagenen und getrockneten Holz, die lange unbefriedigend gelöst war (Trocknen an der Luft ist zu zeitraubend und nicht immer möglich), hat in den letzten Jahren den Anstoß zu verschiedenen Erfindungen gegeben, die sich alle mit dem Sammelbegriff „Vakuumsystem“ andeuten lassen. In Schweden mit seiner reichen Holzindustrie wurden diese Methoden zuerst zur Anwendung gebracht. Eine schwedische Zeitschrift bringt eine Beschreibung des Systems Friberg, das besonders gute Erfolge aufzuweisen hat. Das Trocknen geschieht hierbei mit Hilfe eines Zylinders, der das feuchte Holz durch eine Öffnung, die luftdicht verschlossen werden kann, aufnimmt. Frisch und feucht von der Säge gekommenes Holz ist nach einer Trocknung von 35 Stunden versandfertig. Das Holz wird sehr gründlich getrocknet und erfährt dabei eine völlige Veränderung, so daß es, durch und durch trocken, nachher sofort verarbeitet werden kann. Risse, die die Qualität des Holzes so stark benachteiligen, entstehen nicht; auch zieht sich das Holz nicht so leicht, wie beim Trocknen in der Luft. Der Prozeß vollzieht sich so, daß abwechselnd heißer Dampf in den Kessel strömt und dann wieder ein Vakuum geschaffen wird, wobei alle im Holz befindliche Feuchtigkeit verdampft. Je nach der Holzsorte dauert diese Bearbeitung 24 bis 48 Stunden. Am schnellsten verarbeitungsfertig ist Birkenholz; für Tannenholz ist anderthalb, für Eichen doppelt so viel Zeit notwendig. Daß nach dieser Methode wirklich gutes Holz erzielt wird, geht daraus hervor, daß Parkettfabriken von Weltruf das System in Anwendung bringen; bekanntlich sind die Anforderungen, die an Parkett gestellt werden, ganz besonders hoch. — Bisher mußte das geschlagene und gesägte Holz etwa ein Jahr lang lagern, ehe es versandfertig war. Die hierdurch entstehenden Unkosten sind nicht für alle Betriebe gleich hoch; das Endresultat ist jedoch, daß sie um ein Mehrfaches die Kosten der Holztrocknung nach dem Vakuumsystem übersteigen, wozu sich dann noch der Vorteil besserer Qualität gesellt.

—gh.

Lustige Rundschau



* **Der Kaffee.** Ich komme in ein kleines Hotel und bestelle mir einen Kaffee. Dem Kellner sage ich dazu: „Sagen Sie aber in der Küche, sie sollten um Gottes willen keinen Zusatz in den Kaffee tun!“ — „Ja, wollen Sie denn klares Wasser trinken?“

w. gr.

*

* **Narrenhände.** Lehrer: „Fritz, beschreibe mir einmal die Wände des Schulzimmers!“ — Fritzchen: „Nein, Herr Lehrer, das tue ich nicht. Meine Eltern haben mir gesagt, ich solle keine Wände beschreiben.“

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.